

Von Dani Levy

Selten war sich die deutsche Filmkritik so einig, lag sich so selig einer Meinung in den Armen, wie in der Beurteilung meines Filmes „Mein Führer“. Entschuldigen Sie, wenn ich mich zu Wort melde. Ich weiß, es ist nicht üblich. Wir Filmemacher haben unser Werk gemacht, es wird in der Kritik besprochen, und wir haben zu schweigen. Die Welt der Filmkritik ist gerecht.

Ich nutze die Gelegenheit, ein paar Gedanken aufzuschreiben, weil ich der Meinung bin, Sie als Zuschauer seien um eine ehrliche und liebevolle Kontroverse betrogen worden. Ich glaube, der Film, wie er in der Kritik dargestellt wurde, und der Film, der in den Kinos läuft, sind zwei verschiedene Filme. Ich befürchte, die meinungsbildenden Autoren und Autorinnen haben es vor allem geschafft, Ihnen die Lust am Selberschauen zu nehmen. Das finde ich – bei aller Liebe zur Kritik – fatal.

Sie haben gelesen, der Film sei nicht lustig, dafür langweilig, halbherzig gemacht, er verharmlose Hitler und verhöhne die Opfer. „Der gute Jude Levy“ sei als Hitler-Versteher gescheitert. Überhaupt wolle die Mehrheit der Deutschen eine Komödie über Hitler nicht sehen, erzählt eine eilig durchgeführte Umfrage. Zuletzt sei das Vorhaben grundsätzlich zu verurteilen, wie dies aus allen Ecken zusammengelaufene Zeitzeugen verkünden, um das zu wissen, bräuchten sie den Film auch gar nicht zu sehen. Bei diesem Thema scheint also zu gelten: im Zweifel gegen den Film.

Eine Komödie über Hitler muss wenigstens lustig sein. Verschiedene Kritiker haben netterweise die Lacher – in der Pressevorführung wohlgemerkt oder vielleicht zu Hause alleine vor dem Fernseher – für Sie gezählt. Um zu sagen, der Film sei nicht lustig. Nun, ich kann Sie nur auffordern, sich vom Gegenteil zu überzeugen. Sie können in jedes Kino der Republik gehen, in dem „Mein Führer“ gezeigt wird, überall wird gelacht.

Lachen ist ein Politikum. Das lachende Kino ist Ausdruck einer Haltung. Der Kritiker setzt sich über diese Erfahrung hinweg, wenn er seine eigene Stimmung zum Maß aller Dinge nimmt. Über Hitler zu lachen klärt unser Verhältnis zu ihm.

In vielen Kritiken war zu lesen, der Film würde Hitler „vermenschlichen“, ihn „auf die Therapiecouch legen“ und ihn dadurch „auf den Sockel kollektiver Empathie heben“. In diesem Fall muss ich den wachsam Mahnern und Warnern recht geben. Der Film zeigt Hitler tatsächlich als Menschen. Das scheint 2007 in Deutschland immer noch ein Problem zu sein.

Ich habe es gewagt, aus dem sicheren Schatten der Dämonisierung und Verteufelung dieser Figur hinauszutreten und ihn ins grelle Scheinwerferlicht zu stellen. Ich kann und will den Nationalsozialismus nur als ein menschliches Problem beschreiben. Als ein psychologisches Desaster der Zeit. Die schlimmstmögliche Entgleisung einer unempathischen Gesellschaft. Dass ich dafür als „menschelnder Moralist“ verhöhnt werde, nehme ich gerne in Kauf.

Es war für mich sehr erhellend zu lesen, mit welcher Rigorosität und Vehemenz der Ansatz der Psychoanalytikerin Alice Miller vom Tisch gefegt wird. Wie eine Litanei wird in auffällig vielen Kritiken runtergebetet, man könne doch Hitler „nicht mit seiner schweren Kindheit entschuldigen“. Dieser Satz steckt ungebrochen in den deutschen Köpfen. Ich glaube, damit verweigern Sie sich einem ziemlich substanziellen Ursachenverständnis von Faschismus. Die „Schwarze Pädagogik“, mit der Millionen Deutsche zu gehorsamen, gewaltbereiten und unempathischen Befehlsempfängern zurechtgeprügelt wurden, hat den Nationalsozialismus entscheidend mitgeschaffen. Wollen wir nicht lieber darüber streiten, anstatt es einfach zu ignorieren?

Kommen wir zur Gymnastik. Sie haben gelesen, „Mein Führer“ würde den „Spagat“ zwischen Realität und Groteske, zwischen Komödie und Tragödie versuchen und dadurch scheitern. Spagat, meine Herren Kritiker, ist eine Frage der Beweglichkeit. Ich bin es müde, immer wieder die gleiche Genrediskussion zu führen. Es ist eine deutsche Krankheit. Die Zuschauer sind da wesentlich beweglicher. Komödie und Tragödie, ernsthafte Thesen und subversives Lachen – warum soll das nicht in einem Film Platz haben? Das hat nichts mit Entscheidungslosigkeit zu tun. Es ist meine künstlerische Überzeugung, dass das Nebeneinander von Denken, Lachen, Verunsicherung und Mitfühlen der nötige komplexe Umgang mit dieser deutschen Wunde ist.

Vermutlich am häufigsten war die Kritik zu lesen, „Mein Führer“ sei harmlos, nicht böse und bissig genug. Da sitzen sie also, die jungen und alten Wilden unserer Feuilletons in ihren Redaktionen und rufen nach mehr Radikalität. Das lässt sich schnell schreiben und klebt dem Film ein wunderbar subversives Etikett auf: mutlos. Was haben Sie sich gewünscht? Ist es radikaler, eine böse, zynische Abrechnung mit den Nazis zu drehen? Meinen Sie im Ernst, meine Damen und Herren, es wäre mir nichts Böseres und Bissigeres in den Sinn gekommen? Sind Sie wirklich der Meinung, ich wäre nicht in der Lage gewesen, den lächerlichen und bössartigen Apparat der Nazis zynisch auf die Schippe zu nehmen? Wissen Sie was? Das wäre mutlos und brav. Ich lese aus diesem Bedürfnis nach mehr Bösartigkeit den unbedingten Wunsch nach distanzierter Sicherheit.

Diesen Gefallen wollte ich Ihnen und dem Zuschauer nicht machen. Es ist sicherlich anstrengender und verunsichernder, sich unzynisch und fast liebevoll mit diesem System zu beschäftigen. Und erlauben Sie, dass ich dies noch anmerke: Ich glaube, das braucht auch mehr Mut.

Wie Sie sehen, bin ich nicht nur glücklich mit der Auseinandersetzung und der Debatte um meinen Film. Im Gegenteil: Auf Augenhöhe findet diese Kontroverse bisher nicht statt. Von oben herab und ziemlich schulmeisterlich wurde fast alles ins Feld geführt, was Ihre Lust vernichten könnte, in den Film zu gehen. Oder haben Sie irgendwo gelesen: „Gehen Sie hin, reden Sie mit, streiten Sie, bilden Sie sich eine eigene Meinung“? Eben.